

Peet Thesing

Feministische Psychatriekritik

unrast transparent

geschlechterdschungel



Einleitung

Psychiatrie ist eng mit unserem Alltag verknüpft. Wir selbst oder uns nahe Menschen waren schon in der Psychiatrie, freiwillig oder unfreiwillig. Therapeutische Strukturen durchziehen den Alltag, unterschiedlichste Beratungseinrichtungen und politische Gruppen und prägen den Umgang mit Krisen und Konflikten. Krisen und Konflikte werden immer massiver individualisiert und zur Folge biochemischer Krankheiten erklärt.

Darin ist die Idee der Psychiatrie als Institution des »Helfen und Heilens« fest verankert. Doch die Probleme der Psychiatrie haben sich mit den antipsychiatrischen Protesten der Vergangenheit nicht in Luft aufgelöst. Noch immer werden Menschen gegen ihren Willen eingesperrt und Zwangsmaßnahmen ausgesetzt – alles zu ihrem Besten, so lautet die Argumentation. Die Pathologisierung von Wahrnehmung, Denken und Verhalten ist alltäglich und die Abgrenzung zum »Verrückten« bleibt notwendig, wenn eine_r ernst genommen will.

Historisch wie auch aktuell betreffen die Normalisierungsbestrebungen der Psychiatrie Frauen und trans Personen auf spezifische Weise. So wird beispielsweise der Umgang mit sexualisierter Gewalt immer weiter in ein therapeutisches Setting hinein verlagert. Dabei geraten kollektive und politische Umgangsstrategien mehr in den Hintergrund. Trans Personen müssen sich Zwangstherapien unterziehen, um medizinische Maßnahmen vornehmen zu können, gesellschaftspolitische Analysen von geschlechtlicher Zuschreibung werden dadurch verunmöglicht.

Psychiatrie und Gesellschaft sind eng miteinander verbunden. Dieses Buch soll einen Einstieg in das Thema Feministische Psychiatriekritik bieten. Dabei geht es nicht um eine Bewegungsgeschichte der antipsychiatrischen Bewegungen, sondern um das Aufgreifen zentrale inhaltliche Aspekte.

Psychiatriekritik umfasst eine große Spannweite von Positionen. Es gibt Antistigma-Kampagnen wie »Irrsinnig menschlich« oder Twitterhashtags wie #istjairre und #notjustsad, die sich für die Anerkennung »psychischer Krankheiten« einsetzen. Psychiatriekritische Forderungen beziehen sich dabei in der Regel

vor allem auf konkrete Teilaspekte, wie das Maß der Anwendung von Gewalt und Fixierungen oder um die Einbettung psychiatrischer Diagnosen als »Volkskrankheiten«. Diese Position strebt vor allem eine Normalisierung an, stellt aber weder die Psychiatrie selbst noch das Konzept »psychischer Krankheit« in Frage. Eine zweite Position richtet sich vor allem gegen die Psychopharmaka-Industrie, Zwangsmaßnahmen und die Institution der Psychiatrie. Eine dritte Position betrachtet das komplette Gedankenkonstrukt rund um »psychische Krankheit« kritisch. Dies ist eine sehr grundsätzliche Kritik, die über Kritik an Institutionen hinausgeht. Es gibt zwei verschiedene Ansätze dieser antipsychiatrischen Kritik. Zum einen ist da die neoliberale Perspektive, die das Konzept »psychische Krankheit« ablehnt, weil sie findet, dass die Leute »zu faul« sind und sich »zusammenreißen« sollen. Für Anhänger_innen dieser Position stellt es ein Problem dar, dass Menschen sich vor ihrer Arbeit drücken wollen; die Existenz von Krisen und schmerzvollen Zuständen wird in Frage gestellt. Der andere Zweig, und hier verorte ich dieses Buch, kritisiert ebenfalls das Konzept »psychische Krankheit«, aber aus anderen Gründen: weil damit grundlegende gesellschaftliche Probleme verdeckt werden. Dieser Zweig besteht auf dem Recht auf Wahnsinn ebenso wie auf politischen Analysen der Gesellschaft. Menschen erleben nicht das Gleiche, aber alles Erleben ist eingebettet in soziale Verhältnisse. Insofern sind Menschen nicht lediglich Opfer ihrer Umstände, sondern haben auch politische Handlungsmöglichkeiten.

In diesem Buch geht es um den antipsychiatrisch-emanzipatorischen Zweig der Psychiatriekritik in Kombination mit einer feministischen Perspektive – um feministische Psychiatriekritik. Eine feministische Perspektive bedeutet eine herrschaftskritische Herangehensweise mit einem Fokus auf Geschlechterordnung. Ziel des Buches ist es, die Annahmen der Psychiatrie und Psychopathologie von Grund auf in Frage zu stellen und somit neue Selbstwahrnehmungs- und Handlungsperspektiven zu ermöglichen.

Im ersten Teil soll die Herstellung von Wissen in der Psychiatrie im Zentrum stehen. Dabei geht es um die Unterscheidung zwischen »gesund« und »krank« und die Entstehung der Psychiatrie.

Die Grenzziehung zwischen gesund und krank in Frage zu stellen, ist eine der wichtigsten Grundlagen von feministischer Psychiatriekritik. Die Orte, an denen Wissen produziert wird, sind oft weit weg von denjenigen, über welche dieses Wissen entsteht. Ich werde die Spuren der Diagnosen »Homosexualität« und »Hysterie« verfolgen, außerdem Kontinuitäten nach dem Nationalsozialismus. Danach geht es weiter mit psychiatrischen Diagnosen, wie sie vergeben und sortiert werden, und was sie bedeuten. Dabei führe ich die Diagnosen Depression, Schizophrenie und Borderline als Beispiele an. Im vierten Kapitel geht es um psychiatrische Zugriffe auf Körper, Gehirn und Psyche. In kaum einem anderen Bereich der Medizin wird den Patient_innen so konsequent das Recht auf freie Entscheidung über medizinische Maßnahmen abgesprochen. Durch die Klassifikation als krank und unmündig wird eine Verweigerung von Behandlungen zu meist als Teil einer Krankheit definiert: So kann widerständiges Verhalten pathologisiert werden.

Psychiatrische Strukturen wirken sich auf das Selbstbild aus – die Basis jeder ›Hilfe‹ ist die Krankheitseinsicht. So tragen auch Selbstpathologisierungen dazu bei, die gesellschaftliche Ordnung aufrecht zu erhalten.

In den letzten beiden Teilen geht es um die Produktion von Geschlechterbildern und die Aufrechterhaltung einer heteronormativen, patriarchalen Ordnung. Im Kapitel »Patriarchale Verhältnisse« geht es um einen Blick auf den Trauma-Diskurs und die Frage, wie Folgen sexualisierter Gewalt durch Psychiatrie und Therapie aus der Gesellschaft ausgelagert werden. Dabei geht es um *rape culture*, Triggerwarnungen und die Psychologisierung in unserer Gesellschaft – und abschließend um eine kritische Betrachtung des Konzepts der »Selbstliebe« als Umgangsstrategie.

Wie weit werden Verhaltensweisen, die den eigenen Körper angreifen, wie hungern oder sich selbst verletzen, gesellschaftlich gestattet? Wie weit gilt der feministische Slogan »My body, my choice«? Das diskutiere ich im letzten Kapitel anhand von »Selbstverletzungen« und »Essstörungen«.

Abschließend werde ich verschiedene Handlungsoptionen aufzeigen, die bislang durch pathologisierende Blicke verstellt sind.